

Nachhaltigkeit und Fairer Handel

Von Dr. Ute I. Greifenstein, Zentrum Ökumene

Der folgende Artikel zum Thema Nachhaltigkeit und Fairer Handel fasst aktuelle fachliche Überlegungen kurz zusammen. Die erste Reaktion, die ich darauf erhielt, fragte nur: „Gibt es nichts Positives zu sagen?“

Nein, es gibt eigentlich nichts Positives. Es ist eigentlich alles noch viel schlimmer.

Trotzdem muss und kann unsere Konsequenz in guter lutherischer Tradition nur heißen: Wir pflanzen noch ein Apfelbäumchen, beten, vertrauen auf Gott und tun des Gerechten. Davon bin ich fest überzeugt.

Nachhaltigkeit: Nicht mehr verbrauchen als die Erde verträgt

Der Begriff Nachhaltigkeit begegnet uns mittlerweile beinahe täglich. Geprägt wurde er von Hans Carl von Carlowitz in seinem 1713 erschienen Werk *Sylvicultura oeconomica* über angemessene forstwirtschaftliche Nutzung. Dessen Prinzip besteht darin, dass man in einem Wald nicht mehr Bäume fällen darf, als jeweils nachwachsen können – sonst hat man bald keinen Wald mehr.

Auf unsere moderne Gesellschaft übertragen, heißt das nichts anderes, als dass wir nicht mehr verbrauchen dürfen, als das, was unsere Erde verträgt. Das aber ist ein Vorhaben, insbesondere für Menschen in Industrieländern, das mehr Anstrengungen erfordert, als bisher geleistet wurden.

Folgen der Erderwärmung

Nehmen wir beispielsweise nur unseren Ausstoß an Kohlenstoffdioxid (CO₂). CO₂ entsteht hauptsächlich durch die Verbrennung von Kohle und Erdöl. Klimaforscher weltweit fordern die Reduktion von CO₂-Emissionen, die aufgrund der Mengen, die in die Atmosphäre entlassen werden, einen großen Anteil an der Erderwärmung haben. Neben CO₂-Emissionen gibt es weitere schädliche Klimagase wie zum Beispiel Methan (CH₄), Distickstoffoxid (N₂O), Fluorkohlenwasserstoffe (H-FKW) oder Perfluorierte Kohlenwasserstoffe (FKW). Wenn wir es nicht schaffen, die Erderwärmung, gerechnet vom Zeitpunkt der Industrialisierung bis heute, auf nicht mehr als 2 Grad Celsius zu begrenzen, wird dies gravierende Folgen für die gesamte Menschheit haben.

So verlieren die Eisschilde Grönlands und der Antarktis jetzt schon jährlich 475 Milliarden Tonnen Masse ans Meer. Folge davon ist die Erhöhung des Meeresspiegels. Weitere Folgen der Erderwärmung sind bereits durch größere Flut-, Sturm- und Dürre-Katastrophen in immer kleineren Abständen spürbar. So führt der erhöhte Meeresspiegel bereits jetzt schon dazu, dass Überschwemmungen in Ländern wie Bangladesch immer mehr zunehmen und Menschen aus Inselstaaten wie Tuvalu, Malediven oder Kiribati davon ausgehen müssen, dass in wenigen Jahren ihr Land komplett im Meer versinken wird. Dürren in Afrika und Asien machen die Ernten zunichte, weil es Verschiebungen in den Jahreszeiten gibt.

Eine erhebliche Anzahl von Menschen, die sich in Millionenhöhe bewegt, leiden heute schon darunter, was wir in den reichen Ländern verursachen. Um die Situation nicht noch zu

verschlimmern, raten Klimaexperten dazu, den CO₂-Ausstoß im Zeitraum von 2010 bis 2015 auf 750 Milliarden Tonnen zu begrenzen. Das würde bedeuten, dass pro Person weltweit höchstens 2,6 Tonnen verbraucht werden dürfen - bei einer Bevölkerungszahl von sieben Milliarden, wenn die Weltbevölkerung auf 9 wächst, beträgt der Anteil pro Kopf nur noch 2 Tonnen.

Unser Konsum und der weltweite CO₂-Ausstoß

Die gute Nachricht ist, dass die Bundesrepublik Deutschland ihren CO₂-Ausstoß gesenkt hat. Pro Kopf haben die Bundesbürger 1991 11,68 Tonnen CO₂ in die Atmosphäre entlassen, 2011 nur noch 9,06 Tonnen pro Kopf und Jahr. Insgesamt hat Deutschland seit 1991 Klimagase in Höhe von 17 Prozent eingespart. Zieht man in diese Rechnung mit ein, dass viele Dinge, die wir verbrauchen oder für die Industrieproduktion benötigen, aus der sogenannten Dritten Welt kommt, muss von dieser Einsparung mindestens zwei Drittel abgerechnet werden.

2013 hatten zehn Staaten von fast 200 einen Anteil von 64,02 Prozent beim weltweiten CO₂-Ausstoß. Deutschland stand dabei an siebter Stelle mit einem Anteil von 2,23 Prozent. Die USA, Großverbraucher in fast allen Dingen, hatte einen Anteil von 15,5 Prozent und steht an Stelle zwei. China hatte 22,95 Prozent und stand an erster Stelle. Indien steht bei dieser Rechnung an dritter Stelle mit einem Anteil von 5,14 Prozent. Trotz der Erhöhung des pro Kopf-Verbrauchs der Inder von 0,5 Tonnen auf 1,6 Tonnen in den letzten 20 Jahren, liegt dieser noch immer weit unter dem der Bundesbürger. Der CO₂-Ausstoß von Bangladesch liegt bei 0,4, der von Kiribati bei 0,6 und der der USA bei 20 Tonnen.

Bei all diesen Ergebnissen muss man sich vor Augen halten, dass die Erhöhung des CO₂-Ausstoßes in China auch mit unserem Konsum zu tun hat. In China, das jetzt an der Spitze liegt, lag der CO₂-Ausstoß pro Kopf lange Zeit bei 2,2 Tonnen, um in den letzten 10 Jahren sprunghaft anzusteigen. Jetzt steht er bei 6,2 Tonnen. Trotz des mittlerweile hohen CO₂-Ausstoßes besitzen in China nur 85 Personen von 1:000 ein Auto und 800 Millionen Menschen haben keine Heizung (!). Bei uns haben 600 Menschen von 1:000 ein Auto und die weitaus meisten Menschen eine beheizbare Wohnung.

Eine Flugreise nach New York verbraucht im Schnitt 4 Tonnen CO₂ pro Person, eine nach Australien 14, 5 Tonnen. Jedes Wochenende wird die zurzeit angesagteste europäische Partymetropole Berlin von etwa 10.000 Billigfliegern angesteuert, weil hier ein angesagterer DJ auflegt als in Paris, Stockholm oder New York. „Das unbekümmerte Fliegen von Party zu Party war früher einer Elite vorbehalten, heute ist diese Form der individuellen Schadensmaximierung zu einem unhinterfragten Normalzustand gereift.“ (Niko Paech)

Steigender Verbrauch von Erdöl und Wasser

Wer viel Dreck in die Luft bläst, verbraucht auch viel. So waren die US-Amerikaner Weltmeister im Verbrauch von Erdöl mit über 20 Prozent. China lag 2010 an zweiter Stelle mit knapp 11 Prozent weltweit.

Ein Grund für den großen Verbrauch an Erdöl ist der Betrieb von Kraftfahrzeugen. 1960 gab es weltweit 100 Millionen Autos, 1980 waren es 300 Millionen. Mittlerweile gibt es weltweit mehr als 1.126.000.000 Millionen Automobile (Busse sind hier miteingerechnet).

Die Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen – zum Beispiel im Verbrauch von Wasser pro Kopf. Die Bundesbürger verbrauchen 122 Liter pro Tag und Kopf, die Amerikaner 295 nur

übertroffen von den Bewohnern Dubais mit 500 Liter. In der dagegen verbrauchen lediglich 25 Liter nach einer Rechnung von 2007. In manchen Teilen Afrikas verbringen Frauen und Mädchen heute noch Stunden mit der Besorgung von Wasser, was deren Verbrauch allein dadurch drastisch einschränkt.

Fleischkonsum und Landraub

Ein weiteres Beispiel für den steigenden Ressourcen hunger ist der weltweit immer stärker zunehmende Fleischkonsum. Während der Fleischkonsum in den Industrieländern in den letzten 30 Jahren nahezu gleich geblieben ist, hat sich der Fleischkonsum in Schwellenländern wie Brasilien von 40 auf 80 Kilogramm pro Jahr und Kopf und der von China von 10 auf 60 erhöht. Glücklicherweise wird die vegetarische Ernährung in Indien noch immer als die ideale angesehen, so dass sich hier nur eine geringe Erhöhung vollzogen hat. Auch die sogenannte „Alternative“ von Erdöl, der Anbau von Pflanzen aus denen Biokraftstoffe gewonnen werden können wie Soja, Mais, Jatropha oder Ölpalmen haben zu einer gnadenlosen Sucht nach Land geführt, die vor allem indigenen Bevölkerungsgruppen die Lebensgrundlagen entziehen.

Landraub gab es schon immer. Die Geschwindigkeit aber, in der dies zurzeit jedoch vorstatten geht, ist alarmierend. So wurden in den letzten zehn Jahren mehr als 230 Millionen Hektar Land meist langfristig zwischen 50 und 99 Jahre verpachtet. Allein zwischen Oktober 2008 und August 2009 haben circa 47 Millionen Hektar Boden nach Weltbankberichten den Besitzer gewechselt. Das ist ein Viertel der in der Europäischen Union genutzten Fläche. Dabei ist die Ausweitung der Biokraftstoffherzeugung ein sinnloses Unterfangen, da, um allein die Hälfte des weltweiten Bedarfs zu decken nicht einmal alle Ackerflächen dieser Erde reichen würden und Land zum Anbau von Lebensmitteln wird noch immer gebraucht. Wir haben jetzt schon eine Weltbevölkerung, bei der fast eine Milliarde Hunger leiden muss und zwei Milliarden, die mangelernährt sind.

Die Produktion einer Jeans und ihre Folgen

Unsere wirtschaftliche Prosperität kommt nur durch die schonungslose Ausbeutung von Ressourcen zustande. Der in nicht zu ferner Zukunft eintretende Mangel an fossilen Rohstoffen, seltener Erden, Metallen und Flächen wird uns harte Grenzen setzen, wenn wir weiterhin die Güter dieser Erde so verschwenden, wie wir es bisher getan haben. Nach Niko Paech müsste das Bruttosozialprodukt als Maß für ökologische Zerstörung gewertet werden, statt es als Maßstab für das Wohlergehen moderner Gesellschaften anzusehen.

Eine weitere Ausbeutung von Ressourcen ist die Verlegung von Produktionsstätten in arme Länder. Hier kommt es nicht nur zu kläglichen Arbeitsverhältnissen, deren Stichworte ungesunde Arbeitsplätze, Doppel- bis Dreifachschichten und Hungerlöhne sind. Auch die Wege, die ein Produkt zurücklegt sind exorbitant. Nehmen wir eine Jeans. Sie kann durchaus, vom Anbau der Baumwolle bis zum Laden bei uns, 60.000 Kilometer zurücklegen. Vom Anbauort der Baumwolle in Kasachstan geht es dann in die Spinnerei in die Türkei, nach Taiwan, um den Stoff zu weben, nach Tunesien in die Färberei, von dort zum Nähen nach China.

Und das ist noch nicht die gesamte Lieferkette. So wurden hier die globalisierten Zutaten für den Anbau von Baumwolle in Form von Pestiziden nicht miteinbezogen, der nicht unerheblich ist. Die Baumwolle ist das Agrarprodukt mit dem höchsten Anteil an Pestiziden

mit mehr als 10 Prozent der weltweiten Produktion. Weltweit sterben nach WHO-Angaben jährlich 20.000 Menschen durch Pestizidvergiftungen beim Baumwollanbau. Diese Vergiftungen kommen unter anderem auch zustande, weil findige Vertreter der aus Industrieländern stammenden Produkte diese an Menschen verkaufen, die, da sie nicht lesen und schreiben können, die Anwendungsvorschriften nicht beachten können.

Wir wälzen die ökologischen und sozialen Kosten auf andere ab

Der Wasserverbrauch für eine Jeans beträgt etwa 8.000 Liter. Die Schrumpfung des Aralsees in Zentralasien, der inzwischen auf ein Viertel seiner Fläche geschrumpft ist, ist zum Teil auch dem Baumwollanbau geschuldet. Um die durstige Pflanze auf riesigen Feldern anzubauen, wurden ganze Flüsse umgeleitet, die früher den See speisten. Ziel der damaligen Sowjetregierung war, der weltgrößte Baumwollproduzent zu werden. Heute liegen einstige Badeorte 100 Kilometer vom Ufer entfernt, Schiffe liegen mitten in der Wüste. Der Rest-See ist versalzen, hat einen doppelt so hohen Salzgehalt wie das Meer und ist biologisch tot. 60.000 Fischer haben ihre Existenz eingebüßt. Die industrielle Landwirtschaft, die sich nicht nur auf den Baumwollanbau bezieht und von 1960 von 4,5 Millionen Hektar bis 2000 auf 8 Millionen Hektar angewachsen ist, hat eine Staubwüste hinterlassen, die zudem voll giftiger Substanzen steckt, durch den jahrelangen Auftrag von Chemikalien. Betroffen sind von dieser Katastrophe 3,5 Millionen Menschen, die auf einem Gebiet so groß wie Schweden leben.

Jetzt müssen wir uns nur noch klar machen, dass der Lohn einer Näherin zum Beispiel in Bangladesch, die eine Jeans in circa 15 Minuten im Akkord zusammen näht, dafür gerade einmal 7,5 Cent Lohn erhält. Wie kommt diese Rechnung zustande? Eine Näherin in Bangladesch bekommt seit der Lohnerhöhung im Dezember 2013 etwa 5000 Taka. Das sind etwa 50 Euro im Monat für 40 Stunden Arbeit. Wenn wir jetzt von 160 Arbeitsstunden im Monat ausgehen, ergibt dies einen Stundenlohn von 0,31 Euro. Da sie vier Jeans in einer Stunde schafft, betragen die anteiligen Lohnkosten etwa 7,5 Cent pro Jeans. Da die Frauen in den Nähfabriken häufig Überstunden machen müssen, die nicht bezahlt werden, liegt das, was diese Frauen bekommen, eigentlich sogar noch darunter. In den Produktionsstraßen lassen übrigens sowohl Billiganbieter als auch andere Firmen fertigen. In Deutschland werden pro Kopf und Jahr etwa 12 Kilogramm Kleidung gekauft, für die im Schnitt um 870 Euro gezahlt werden.

Dieses Beispiel zeigt, wie sowohl die ökologischen als auch die sozialen Kosten unseres Verbrauchs auf andere Länder abgewälzt werden. Nachhaltig ist diese Form des Konsums keineswegs. Am nachhaltigsten ist in jedem Fall, so wenig es geht zu konsumieren. Und wenn wir konsumieren, sollten wir wenigstens darauf achten, dass nicht nur ökologische als auch soziale Kriterien eine Rolle spielen.

Es geht besser: Der faire Handel

Dabei kommt der Faire Handel ins Spiel. Einst von der Evangelischen und Katholischen Jugend in Deutschland im Zuge der Hungermärsche, die gegen ungerechte Handelspolitik und die Verelendung der Menschen in der sogenannten Dritten Welt protestierten und dann etwas konkretes machen wollten, das den Menschen unmittelbar hilft, eingeführt, spielt er in vielen Haushalten - und auch Kirchengemeinden - ein trauriges Nischendasein. Der Kaffee sei zu teuer und schmecke nicht, sind bis heute die Argumente gegen ein Produkt, das ihre Kritiker zum Teil nicht einmal kennen oder kennenlernen wollten. Mittlerweile gibt es so

viele verschiedene fair gehandelte Kaffeesorten, dass sich garantiert ein Produkt findet, das einem gut schmeckt. Die Qualität hat sich bei allen Produkten des fairen Handels zum Beispiel auch bei der Schokolade stark verbessert. Die fair gehandelten Kaffees sind langzeitgeröstet und stammen zum Großteil aus Bioanbau. Teurer als der bei den Diskountern angebotene ist er sicherlich. Das schlagendste Argument ist, dass der faire Kaffee aber denjenigen, die ihn anbauen, ein Leben in Würde ermöglicht. Reichtümer können sie damit immer noch nicht erwerben. Denn ein Bauer erhält für 500 Gramm fairen Kaffee, importiert von der gepa (Gesellschaft zur Förderung der Partnerschaft mit der Dritten Welt), etwa 1,30 bis 2 Euro je nach Genossenschaft. Diese bekommt insgesamt etwa 2,53 Euro – den Betrag, der im Anbaugebiet bleibt. Der Kaffee wird im Weltladen in Deutschland für 7,98 Euro verkauft.

Das meiste Geld vom Kaffee bleibt bei uns, für Röstung, Lagerhaltung, Importeur gepa, Röstverluste, Transport, Gewinn für den Weltladen und Steuern. Da ist zum Beispiel allein die Kaffeesteuer, die, egal wie teuer das Produkt verkauft wird, immer 1,10 Euro kostet pro 500 Gramm. Beim Kaffee vom Diskonter für 2,99 Euro gehen allein 1,31 Euro als Kaffeesteuer und Mehrwertsteuer in Höhe von 7 Prozent Steuer an den Fiskus. Was bleibt für die Kaffeebauern übrig? Das kann man nur erahnen, denn Diskonter legen ihre Kalkulationen im Gegensatz zur gepa nicht offen. Ganz sicher bleiben nicht mehr als 40 Cent für den Bauern, dessen Arbeitsaufwand für 500 Gramm Kaffee bei 2 bis 3 Stunden liegt. Würde ein afrikanischer oder lateinamerikanischer Bauer nach unseren Maßstäben bezahlt, wäre Kaffee das Luxusprodukt das er einmal war. Würde man dann auch noch alle ökologischen Kosten auf ihn umlegen, dann wäre er wirklich teuer. So gesehen ist der etwas teurere faire Kaffee ein echtes Schnäppchen. Sicherlich kann sich nicht jeder Mensch auch bei uns fairen Kaffee leisten. Aber ganz sicher können ihn sich mehr Leute leisten, als die, die es jetzt schon tun.

Wer beim fairen Handel auf der ganz sicheren Seite sein will, kauft Waren von eingesessenen Fairhandelsunternehmen wie gepa, Dritte Welt Partner und El Puente oder auch bei der etwas neueren Fairhandelsorganisation Contigo. Die gepa ist übrigens ein Produkt evangelischer und katholischer Zusammenarbeit. Die gemeinnützig ausgerichtete und größte Fairhandelsorganisation in Deutschland schüttet keine Gewinne an ihre Gesellschafter Brot für die Welt, Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend (AEJ), Bund der Katholischen Jugend (BDKJ), Sternsinger und Misereor aus, sondern investiert stetig in neue Projekte in Übersee und schafft so Absatzmärkte.

Zu den fairen Produkten bei den Diskountern ist zu sagen, dass jene die Mindestanforderungen, zum Beispiel Verzicht auf Kinderarbeit oder Mindestlöhne erfüllen, aber kaum auf Kleinbauerngenossenschaften setzen, wie es die anderen Fairhandelsorganisationen tun.

Nicht nur die gepa ist kirchlich geprägt. Auch die Einführung des Fairtradesiegels in Deutschland haben die Kirchen mit möglich gemacht. Bis heute haben 18 der 34 TransFair e.V. Mitgliedsorganisationen einen evangelischen oder katholischen Hintergrund oder eine konfessionelle Prägung.

(Quellen: Emmott, Steven, „10 Milliarden“, Berlin 2013, S. 29 und Autosweltweit homepage 03-03-2013, Paech, Niko „Befreiung vom Überfluss“ - Auf dem Weg in eine Postwachstumsökonomie, München, 2013, Brot für die Welt, Wikipedia, DeStatis)

Dr. Ute I. Greifenstein, Frankfurt, März 2014, Kontakt: ute.greifenstein@zoe-ekhn.de